

FESTVORTRAG ZUR AUSSTELLUNGSERÖFFNUNG DER SONDERAUSSTELLUNG
„TIERE DER BIBEL“, AM 2.9.2010 IM PLANETARIUM DES LWL-MUSEUMS FÜR
NATURKUNDE VON PROF. DR. REINER FELDMANN, MENDEN

Von der Arche zum Artenschutz Anmerkungen eines Feldbiologen

Ausgangspunkt der Ausstellung und Ansatz unserer Überlegungen ist die Arche. Die biblische Geschichte aus Genesis 6 hat eine klare Grundstruktur: Ausgangssituation ist ein selbstverschuldetes Übel. Ein katastrophisches Ereignis globalen Ausmaßes - die Sintflut - lässt alles Leben auf der Erde zugrunde gehen, mit Ausnahme einer auserwählten Menschen-Sippe und mit der weiteren Ausnahme einer Gruppe von Tieren und Pflanzen. Sie alle überleben die Urflut in einem Refugium, der Arche. Dieses technische Gerät dürfen wir uns vorstellen als ein Wunderwerk an Geräumigkeit, zugleich auch als ein Tätigkeitsfeld effizienter Organisation! Immerhin sichert es die Kontinuität der organismischen Daseinsform und ermöglicht die nachsintflutliche Wiederbesiedlung der verwüsteten Erde.

Mit dem Bild der Arche verbinden sich also drei Vorstellungen:

- die drohende Gefährdung aller Organismen,
- die Arche als Insel des Überlebens
- und die glückliche Rettung.

Übertragen wir dieses Schema auf sich abzeichnende Katastrophen der Gegenwart.

Zunächst: Gefährdung des Lebens: Damit kann hier nicht die Vergänglichkeit des Einzellebewesens zwischen Geburt und Tod gemeint sein. Diese ist eine wesentliche Grundbedingung des Lebens, und für sie gibt es keine Arche, die ein Überleben sichern könnte.

Vielmehr ist an den bedrohliche Rückgang der Arten, das Artensterben, zu denken, das nach der rettenden Arche ruft. Die Katastrophe ist hier nicht als ein Einzelereignis, wie im Falle der Sintflut, zu verstehen, sondern als ein lang andauernder Prozess der Verarmung und des Schwundes. Er könnte am schlechten Ende zum gleichen Ergebnis führen: über die Zerstörung der Lebensräume und die Reduktion der Artenvielfalt bis hin zum Versiegen des Lebensstromes.

Die Tatsachen dieses bedrohlichen Vorgangs sind unleugbar, die Last des Datenmaterials ist erdrückend. Ich will Sie nicht mit einer Wiederholung bekannter und vielfältig in den Medien dargestellter Phänomene plagen. Stattdessen ein Hinweis auf orts- und zeitnah überprüfbare konkrete Realitäten. Es gehören dazu nur einige vogelkundliche Grundkenntnisse.

Zwei Szenarien:

(1) Wer im Mai/Juni einen Spaziergang durch ausgedehnte Feldfluren unternimmt, wird das Phänomen des „Stummen Frühlings“ Rachel CARSONS hautnah und unvermittelt erleben, das sie in Ihrem Buch „Silent Spring“ schon im Jahre 1962 beschrieben hat: kein Ruf von Rebhuhn, Wachtel und Wachtelkönig, kein Gesang von Grauammer und Ortolan, sehr gelegentlich und vereinzelt: Feldlerchen, Schafstelzen, Goldammern, Feldsperling, Kiebitz.

(2) Ähnlich sieht es in den Dorf- und Stadtrandlagen aus, wenngleich regional sehr unterschiedlich in der Bilanz und durch Einwanderer aus dem Waldland abgemildert: Es fehlen ganz oder sind nur noch spärlich vertreten: Gartenrotschwanz, Girlitz, Grau- und Trauerschnäpper, Zaungrasmücke, Hänfling, Wendehals und Nachtigall. Die meisten waren vor 2 bis 3 Jahrzehnten vertraute Vogelgestalten der sommerlichen Siedlungen.

Im Reich der Wirbellosen ist es noch trostloser; man denke an die extreme Artenarmut unserer Schmetterlinge und Hummeln in den Gärten und in der Feldflur.

Zwei Fragen stellen sich jetzt: Welches sind die Ursachen dieses bedrohlichen Phänomens? Und welche Möglichkeiten der Abhilfe gibt es?

Die Ursachenfrage lässt sich im Grunde leicht beantworten; kompliziert wird es erst im Detail. Der Hauptverursacher ist zweifellos der Mensch. Zum geringsten Teil in der Rolle des unmittelbaren Verfolgers, des archaischen Jägers und Fallenstellers, umso mehr jedoch mittelbar. Der Mensch, sagt man zu Recht, ist in allen Ökosystemen. Nicht mehr wie in frühgeschichtlicher Zeit als ein gleichberechtigter und ähnlich ausgestatteter Partner, gleichsam auf Augenhöhe mit dem Tier. Dieses Verhältnis hat sich seither kontinuierlich verschoben - bis hin zu einem Zustand, in dem die Dominanz des Menschen übergroß und erdrückend wurde. Seine Überlegenheit äußert sich quantitativ, mit exponentiell steigender Erdbevölkerung (z.Zt. 6,8 Mrd.), zugleich auch qualitativ, durch die Intensität und Effektivität seines Eingreifens in die großen und kleinen Ökosysteme dieser Erde, unter Inkaufnahme schlimmer Fehlleistungen (Ölpest im Golf von Mexiko!).

Dabei ist bemerkenswert, in welchem Maße diese Entwicklung auch für Bedingungen sorgte, die zunächst für den Artenreichtum durchaus förderlich waren. Die Vielfalt extensiv bewirtschafteter Kleinlebensräume stellte in vorindustrieller Zeit ein vielfältiges Angebot an Nischen dar. Das führte zu einem Artenreichtum, der für uns heute kaum noch vorstellbar ist. Der Höhepunkt dieser Phase liegt im 18. und 19. Jahrhundert. Sie reicht in späten Ausläufern bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts. In wirtschaftlich unterentwickelten Ländern Ost- und Südosteuropas lässt sich das auch heute noch eindrucksvoll und Neid erregend erleben. Erst mit der in steigendem Maße industriell betriebenen Landwirtschaft, d.h. großflächig, hoch mechanisiert, unter Einsatz der Agrochemie, ändert sich das Bild von Grund auf und führt zu den eben dargestellten Ergebnissen.

Ich habe den Focus auf die landwirtschaftlichen Nutzflächen gerichtet; ähnliche Bedingungen gelten aber auch für den Landschaftsbereich der überbauten Fläche und, in geringerem Maße, für den Forst. Die Details sind hochkomplex, sie können hier nicht dargestellt werden, ebenso wenig der Anteil anderer, vom Menschen allenfalls mittelbar beeinflusster Kräfte (z.B. des Klimas).

Unabweisbar drängen sich nunmehr die Fragen auf: Gibt es Abhilfen? Oder müssen wir das Artensterben achselzuckend und bedauernd als unausweichlich und nicht abwendbar hinnehmen? Ist es nicht so, dass die verschwindenden oder seltener werdenden Arten letztlich signalisieren: unsere Lebensbedingungen auf der Erde sind insgesamt und für alle Bewohner ungünstiger geworden? Und dass dieser Wandel zuerst wahrgenommen wird von lebenden Indikatoren, nämlich Pflanzen und Tieren, die sensibler reagieren als die robuste Spezies Mensch?

Die Grundfrage also: Wo sind die Archen?

Der erste Gedanke gilt den Schutzgebieten aller Kategorien, den ältesten Instrumenten des klassischen Naturschutzes. Hier drängt sich der Archen-Charakter geradezu auf: ein Schutzbereich, der seinen Bewohnern ein Überleben sichert, das ihnen im unwirtlich gewordenen und allzu ausschließlich vom Menschen und seinen Zwecken bestimmten Umfeld nicht mehr gewährleistet ist. Als wirksame refugiale Archen sind zu nennen: Naturschutzgebiete und Nationalparke sowie die nach europäischem Recht eingerichteten Natura 2000-Gebiete (FFH-Flächen und Vogelschutzgebiete). Ferner die im Vertragsnaturschutz im Einvernehmen zwischen Landwirten und Landschaftsbehörden mittelfristig gesicherten Extensivierungsflächen sowie die Renaturierungsbereiche ehemals stark veränderter Landschaftsausschnitte (Beispiel: Projekt Lippeaue). 3019 Naturschutz- gebiete haben wir zur Zeit in Westfalen-Lippe. Sie nehmen rund 7,5 % der Landesfläche ein. Die vielfach zu Recht beklagten Defizite (zu geringe Flächengröße, nicht hinreichende Vernetzung der isolierten Schutzflächen), sind inzwischen in Ansätzen minimiert worden. Damit kann der Schutz lokaler und regionaler Populationen Realität werden kann.

Neben dem Flächenschutz tritt der Artenschutz i.e.S. in der offiziellen Wertschätzung eher zurück. Hier ist aber an die beiden einzigen von der Gesamtbevölkerung mitgetragenen Aktionen zu erinnern: das Aufhängen von Nistkästen für Höhlenbrüter und die beliebte Winterfütterung

(inzwischen zunehmend Ganzjahresfütterung) – beides seit einem runden Jahrhundert betrieben und von neunmalklugen Skeptikern in regelmäßigen Abständen als unnötig und ineffizient kritisiert. Als beeindruckende und für das Überleben der Art wesentliche Leistungen sind zu nennen: die Bewachung von Uhu- und Wanderfalkenhorsten, der gesetzliche Schutz der Graureiher-Kolonien und die großartigen Aktionen zur Sicherung der Wiesenweihenbruten Saatkrähen- in der Soester Börde.

Und schließlich, oftmals in den Diskussionen übersehen: die ökologisch überaus segensreichen Auswirkungen von Maßnahmen des technischen Umweltschutzes. Wer den Zustand unserer Fließgewässer in den 50er und 60er Jahren bewusst erlebt hat, wird es zu würdigen wissen, wie sich ihr Zustand von Grund auf gebessert hat. Möglich wurde das durch milliardenschwere Investitionen in die Abwasserklärung seitens der Wasserverbände. Der Vergleich älterer Gewässergütekarten mit solchen jüngsten Datums zeigt das in eindrucksvoller Weise, und die Wiederbesiedlung der Nebenflüsse und -bäche von Ruhr, Lippe und Ems durch heikle Lebensformen des Reinwassers bestätigt diesen Befund: Köcherfliegen und Prachtlibellen, Flusskrebs, Äsche und Neunauge sind inzwischen wieder normale Glieder der Fließgewässer-Lebensgemeinschaften. Und vergessen wir nicht die lebensrettenden gesetzlichen Regulierungen: Das Verbot des DDT, des verbleiten Benzins, der unsäglichen Verklappung von Giftmüll im Meer, die Einführung von Katalysatoren und Partikelfiltern in den Autos und von Filteranlagen in den Großkraftwerken (Ozonloch? Saurer Regen? Waldsterben der 80er Jahre? Alles fast vergessen!).

Es gibt weitere Zeichen der Hoffnung: Da sind die spontanen Rückkehrer, darunter zwei Großvögel, von denen noch vor zwei Jahrzehnten kein Ornithologe eine Wiederbesiedlung der alten vor hundert Jahren verlassenen Brutheimat je erwartet hätte: Schwarzstorch und Kolkrabe. Die Rückkehr des Fischotters kann man hier im Museum anhand brandneuer Filmaufnahmen dokumentiert finden; Biologen des Hauses haben hier eine aner kennenswerte Nachweisarbeit geleistet. Das nächste Säugetier steht sozusagen auf der Schwelle: der Biber, dieser einzigartige Landschafts- und Wasserbauarchitekt. Hinzu kommen, weniger auffällig, dafür umso arten- und individuenreicher, die wärmeliebenden Einwanderer, zumeist Insekten: Käfer, Libellen, Schmetterlinge, Zikaden, überwiegend mediterraner Herkunft - die Nutznießer des Klimawandels. Auch die neuen Brutvögel aus der Gänsesippschaft sind zu nennen: Kanadagans, Nilgans und Rostgans, während die bunten Papageien, nämlich die Halsbandsittiche, mehr auf das Rheinland konzentriert sind, wie nicht anders zu erwarten. Schließlich ist auch an Schädlinge zu denken, voran die allgegenwärtige Rosskastanien-Miniermotte.

Es war die Rede vom Artenfehlbetrag in der Avifauna des Siedlungsbereichs. Zeitgleich mit dem Schwund vollzieht sich nun ein merklicher Wandel, gleichsam ein Wachwechsel: der Einzug der Waldvögel in den urbanen Raum. Vor 130 Jahren hat unsere Amsel es vorgemacht, vorher galt sie als scheuer Waldvogel. Gefolgt ist, mit hoher Siedlungsdichte, die Mönchsgrasmücke, inzwischen auch die Gartengrasmücke, ferner Zaunkönig, Gimpel, Hauben- und Tannenmeise, Kleiber, Grünspecht, Eichelhäher. Ursache und Auslöser ist eine markante Veränderung der Stadtlandschaft und der verstädterten Dörfer: mehr Großgrün, Buschwerk und Hecken in den Randlagen, Nachlassen der peniblen Nutzgartenpflege, Verzicht auf Biozide. Im Luftbild wirken viele Städte im Sommer wie ein lockerer Wald, der „urban forest“.

Der Skeptiker wird nun einwenden: Das alles ist schön und gut; aber der klassische Arten- und Flächenschutz hat nicht bewirkt, dass der Artenschwund zum Stillstand gekommen ist, er hat nicht einmal sein Tempo verlangsamen können. Die Bilanz ist negativ, die Prognose miserabel.

Wir sollten uns aber eher fragen: Welchen Zustand hätten wir ohne die Einrichtungen und Instrumente des Natur- und Umweltschutzes und ohne die Aktivitäten der Profis und Ehrenamtlichen? Die ökologische Bilanz wäre mit Sicherheit deutlich schlechter, als sie es zur Zeit ist. Dennoch: der gegenwärtige Status kann in der Tat nicht befriedigen. Das Ziel der Arche: die große Rettung, liegt wohl noch in weiter Ferne.

Was ist zwischenzeitlich zu tun?

Wir wissen eigentlich recht genau, was nötig wäre. Wir haben auf der einen Seite die geschützten Räume - die Archen in unserem Sinne - mit bestenfalls 10 % der Landfläche. Daneben aber, räumlich sauber getrennt, den riesengroßen Restraum, in dem man, vereinfacht gesagt, wirtschaften und gestalten kann und Gift und Galle, Zaun und Falle einsetzt nach Gusto und Bedarf. Artenschutz findet hier nur punktuell statt. Diese neun Zehntel der Fläche wesentlich wohnlicher für Pflanze und Tier zu machen, als sie es gegenwärtig sind und somit den Gegensatz zwischen Arche und Umfeld zu verringern, müsste das Fernziel des Naturschutzes sein. Weitsichtige Landwirte, Forstleute und Landschaftsplaner weisen uns hier gangbare Wege. Notwendig wäre ein wirklicher Sinneswandel, verbunden mit einem breiten Wissen um die Realität des Artenschwundes und eine Einsicht in die ganz persönlichen Möglichkeiten der Abhilfe. Aber das ist ein weites Feld, das für uns hier und heute nicht mehr zu beackern ist.

Hilfreich könnte indessen das Nachdenken über die Begründung der Notwendigkeit des Artenschutzes sein. Ich nenne hier drei Motive. Jedes von ihnen ist bekannt und hat sich auf seine Weise bewährt. Ich stelle sie in aller Kürze vor, eigentlich rufe ich sie Ihnen nur ins Bewusstsein zurück:

- (1) Schon vor einer Reihe von Jahren haben die beiden Kirchen die Aktion „Bewahrung der Schöpfung“ ins Leben gerufen. Zugrunde liegt die klar formulierte und biblisch wie dogmatisch begründete These, dass alles Lebendige Geschöpf ist, Creatura. Der Mensch ist als Mitgeschöpf gehalten, im Tier den franziskanischen Bruder, „Bruder Tier“, zu sehen und zu achten und seinen Lebensraum zu schützen. Wie mir scheint, ist diese lobenswerte Aktion ein wenig in die Jahre gekommen und findet gegenwärtig weniger Beachtung als sie es verdient.
- (2) Dieser Begründung ähnlich ist die zweite: Jedes Lebewesen hat seinen Eigenwert, jedes ist Träger des Lebens, das Lebensphänomen gibt es nur in seinen Glieder, den Individuen. Der Eigenwert ist unabhängig von jeder Einschätzung von außen. Damit ist das Tier von Haus aus kein Objekt, auch kein wirtschaftliches, es hat als Subjekt seine Eigenziele, die es nach seiner Art verfolgt. Der Mensch als reflektierendes Wesen muss Verantwortung für seine Umwelt und insbesondere auch für seine Mitlebewesen übernehmen (Begründung der biozentrierten Ethik). Im alten Zoologischen Institut in der Badestraße las ich in meiner Studienzeit über den Aquarien im Kellerraum den Sanskrit-Satz: „Tat twam asi“ - Das bist Du. - Der bekannte Grundsatz Albert SCHWEITZERS, „Ehrfurcht vor dem Leben“, meint dasselbe.
- (3) Neben diesen beiden rational fundierten Rechtfertigungsgründen gibt es ein drittes Motiv, das die emotionale Seite des Menschen anspricht. Ich meine das bewusste Erleben der Schönheit eines Tieres: die Harmonie seiner Farben und Formen, die Eleganz der Bewegungsabläufe, den uns tief rührende Anblick von Tierkindern, auch die Großartigkeit des Kranichzuges, das Trauern um einen an der Terrassentür verunglückten Gartenvogel, um ein Eichhörnchen als Straßenopfer. Hinzu kommen die Lautäußerungen, die uns immer wieder in den Bann ziehen: der erste Amselgesang im Vorfrühling, der vielstimmige Vogelchor in einem Auenwald, die zauberhafte Ruffolge der Geburtshelferkröte in den Sauerlandtälern. Es ist eigentlich ein Wunder, dass alle diese Sinneseindrücke: Form und Farbe, Bewegung und Lautäußerung - dass alles das ja gar nicht für uns gemacht ist. Es sind Signale für den Artgenossen. Wir sind nicht die eigentlichen Adressaten, und dennoch bringt die Wahrnehmung der Harmonie und Schönheit eine bestimmte Saite in unserem Seelengrund zum Mitschwingen, und wir erleben das Tier als ein Gegenüber, dem wenigstens für einen Moment unsere ganze Zuneigung gehört.

Ich glaube, dass über diese drei Zugänge - das Bewusstmachen von Kreatürlichkeit, Eigenwert und Ästhetik - sich ein gewandeltes Verhältnis zur lebenden Natur schaffen lässt. Diese Haltung ist lehrbar und lernbar. Ganz bedeutend ist dabei die frühkindliche Lernphase im Elternhaus. Nicht

unterschätzt werden sollten Impulse, die die Schule vermittelt; hier ist der Typus des begeisterten und kompetenten Biologielehrers gefragt - wahrlich ein abendfüllendes Thema. Auch für den Erwachsenen sind der Einstieg und die Vertiefung in diese Erlebniswelt noch möglich. Sehr wünschenswerte Hilfen leisten dabei kundige Mentorinnen und Mentoren. Das ist freilich eine seltene Spezies! Aber gerade dieses Haus hat dazu bemerkenswerte und unvergessene Beispiele geliefert. Stellvertretend für viele nenne ich Dr. Fritz RUNGE (1911-2000) und seine Gattin Annemarie RUNGE (1922-1994). Beide haben auf ungezählten Lehrwanderungen durch Jahrzehnte hindurch viele Hundert begeisterte Teilnehmer in die Welt der Pflanzen und Pilze eingeführt.

Dazu ein tröstlicher Gedanke: Wir hören jeden Tag, dass unsere Gesellschaft altere, und alle Welt scheint das zu bedauern. Zu den verkannten Vorteilen des Alters gehört es aber, dass man die Schönheit der Landschaft und den Reiz der lebenden Natur mit wacherem Bewusstsein und wachsender Zuneigung erlebt. Ich höre, dass das vielen Altersgenossen auch so ergeht. Auch das lässt hoffen.

Zum Abschluss habe ich einige Zeilen aus der großen Hymne „An den Äther“ von Friedrich HÖLDERLIN ausgewählt, die dieses Lebensgefühl eindrucksvoll wiedergeben:

***Aber des Äthers Lieblinge, sie, die glücklichen Vögel
Wohnen und spielen vergnügt in der ewigen Halle des Vaters!
Raums genug ist für alle. Der Weg ist keinem bezeichnet,
Und es regen sich froh im Hause die Großen und Kleinen.
Über dem Haupte frohlocken sie mir und es sehnt sich auch mein Herz
Wunderbar zu ihnen hinauf.***